Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 42 (1966-1967)
Heft: 6

Artikel: Umwege
Autor: Praxedis-Gebert, Josephine
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1079631

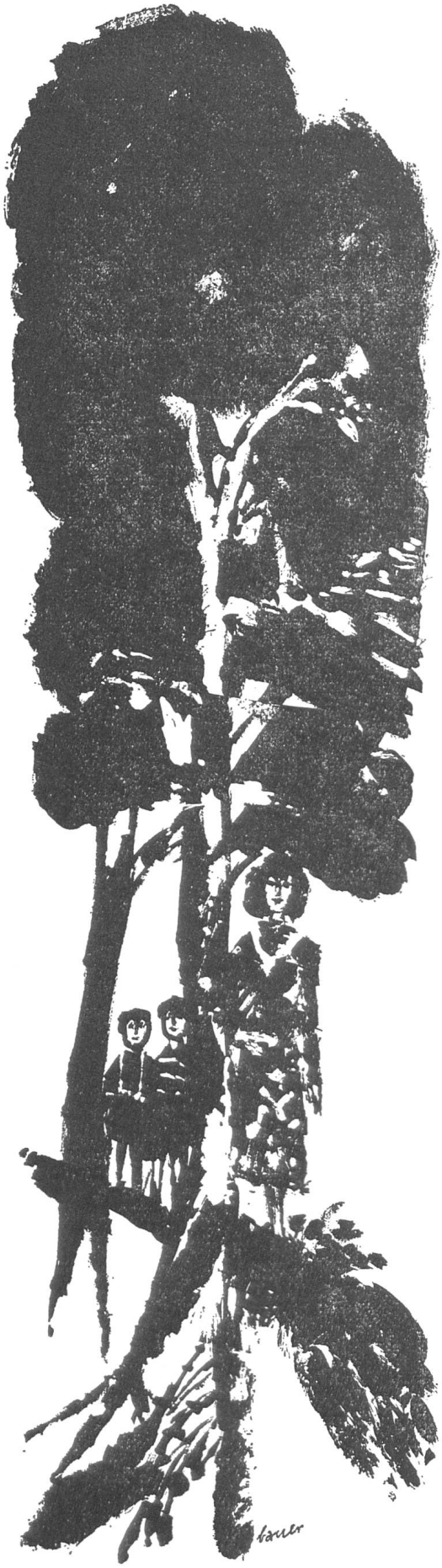
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Umwege

Erzählung von Josephine Praxedis-Gebert

Der Bevollmächtigte und Importeur Heinrich Herold lag unter dem uralten Kastanienbaum seines Gartens auf einer schmalen Granitbank ausgestreckt. Die Arme unter dem Kopfe verschränkt, schaute er in das verglühende Abendlicht, das Himmel, Hügel und See mit Flammen überzog. Er schaute und sann. Er sann über Wege, die er eingeschlagen, und Umwege, die er gegangen war; Umwege, die ihn zu Menschen geführt, deren einfache Heiterkeit wie eine Quelle erlabte.

Vor einer Stunde ungefähr hatte ihn ein Brief aus dem Herzen Afrikas erreicht. Die großzügigen, kräftigen Schriftzüge kannte er, und er wußte, wer den Brief abgesandt hatte. Auch ahnte er, was der Brief enthielt, wie das Herz manches ahnt, was dem Verstand verschlossen bleibt. Er legte den Brief ungeöffnet neben sich und sann.

Früher, also er noch zur Schule ging, hänselten ihn seine Kameraden darob und bewarfen ihn mit dem Übernamen: Träumer. Aber auch Tagedieb und Schulschwänzer wurde er gescholten und dies so oft, als er anstatt auf der Schulbank zu sitzen, am Ufer seines Sees stand und angelte. Doch diese schimpfliche Auszeichnung bedrückte ihn wenig, wußte er doch zu gut, daß die Mutter mit seinen Rechenaufgaben keinen Teller zu füllen vermochte. Damals waren die dreißiger Jahre. Sein Vater mußte einen Handwerker nach dem andern aus seiner Werkstatt entlassen, weil die Aufträge so dürftig wie die Speisen im Teller waren. Nur seine Felchen, Barsche und Brachsmen vermochten die bekümmerten Gesichter seiner Eltern und die griesgrämigen seiner Geschwister aufzuheitern. Warum sollte er auch in der Schule über den Heften sitzen und niederschreiben, was längst schon in seinem Gedächtnis sich festgesetzt hatte, während er vom Ufer aus den einen oder andern Brachsmen hätte herbeilocken und erbeuten können?

Später dann, als junger Soldat, nannten seine Kameraden ihn Wegelagerer, weil er je nach der Jahreszeit von seinen Patrouillengängen mit Heidelbeeren oder mit Steinpilzen und Kastanien zurückkehrte. «Wegelagerer», spotteten sie jeweils, sobald sie ihn auftauchen sahen, «wieder auf der Lauer gelegen? Zeig deine Beute!»

Einmal nun, während seines Grenzdienstes südlich der Alpen, wie er durch des Kastanienwaldes welkes Laub stapfte, stieß er auf eine versteckte Versammlung von Steinpilzen. Er verfuhr mit ihnen, wie man mit allen Verschwörern zu Kriegszeiten verfährt, er steckte sie kurzerhand ein. Wie er aber gerade daran war, sie in ein dunkles Verlies zu befördern, hörte er ein lautes Gekreisch, als stritten Krähen miteinander. Eine junge, hübsche Lehrerin, umringt von schwarzen, kastanienbraunen und blonden Wuschelköpfen, kam den steilen Pfad hinangestiegen. Er, Heinrich Herold, hatte vor sich hingelächelt. Wollten sie vielleicht auch Pilze suchen? Ein Schlag ins Wasser wird es für Lehrerin und Schüler werden.

Die junge Lehrerin grüßte den Soldaten, blickte auf den Baumstrunk, wo am vorigen Tage noch eine ganze Sippe Steinpilze versammelt war und einige noch hätten dazu kommen sollen, und ihre Augen, beinahe zu groß

für ihr zartes, ovales Gesicht, wurden rund und runder. Alle waren sie weg! Er, Heinrich Herold, hatte sie um ihre Steinpilze gebracht. Es tat ihm leid! Und zugleich hüpfte ein Schelmenlächeln um der hübschen Lehrerin Mundwinkel. Dieses Lächeln hatte eine solch ungezwungene Heiterkeit, daß er ihr wohlgesinnt sein mußte.

«Sind sie auch brav, Ihre Schüler?» fragte er, weil er seine Verlegenheit verdecken wollte und glaubte, irgend etwas sagen zu müssen, um einen Steg zu ihr hinüber zu schlagen.

«Brav! . . .» lächelte sie, und ihre schwarzen, großen Augen strahlten. «Ich habe mir nie vorgenommen, brave Schüler aus ihnen zu formen. Ehrfürchtige Menschen möchte ich bilden; Menschen, die vor Großem sich verneigen und zum Kleinen sich beugen!» Noch manches hätte die junge, hübsche Lehrerin mit den großen, strahlenden Augen ihm verraten, würden nicht in den schwarzen, kastanienbraunen und blonden Wuschelköpfen so verschiedene Gedanken gesproßt haben, so verschieden wie die Rose von der Distel ist. Alle diese Gedanken mußten von der jungen, hübschen Lehrerin gepflegt werden. Sie mußte sich ihrer Schar zuwenden und er den schmalen Steg des Gespräches abbrechen. Mit einem anmutigen Kopfnicken verabschiedete sie sich von ihm, und hinter den struppigen Kastaniensträuchern verschwand die zarte Gestalt.

Nach dem Grenzdienst von 1939–45, wurde aus ihm, dem Wegelagerer, ein Tausendsassa, der Fäden zum Orient spann; unzerreißbare Seidenfäden. In alle Himmelsrichtungen hatten ihn die Seidenstraßen geführt. Und Scharen von Menschen waren an ihm vorbeigehastet. Tausende hatten sich grüßend vor ihm verneigt, Hunderte ihn willkommen geheißen und ihm zugelächelt, doch nie begegnete er strahlenden Augen wie jenen der jungen, hübschen Lehrerin, in denen ein Stück Himmel versenkt lag.

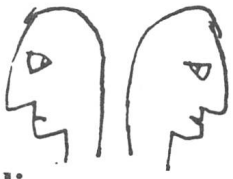
Über ein Jahrzehnt hatte er die bunten Straßen des Orients durcheilt, als er eines Tages über einen kleinen Wunsch stolperte, den Wunsch: einmal wieder durch Gäßlein und über die Plätze seiner kleinen Stadt am See zu schlendern und, einem Tagedieb gleich, am Ufer seines Sees herumzulungern, Wildenten und Schwäne zu füttern und über den Wasserspiegel Steine hüpfen zu lassen. Anfangs war dieser Wunsch nicht größer als ein neugeborenes Kätzchen. Doch er wuchs und dehnte sich. Er wurde zu einem Ungeheuer, das auf Schritt und Tritt ihn verfolgte. Bändigen ließ er sich nur schwer, und so beschloß er, für einige Tage in seine kleine Stadt am See zurückzukehren.

An einem heiteren, durchsichtigen Herbsttage steuerte er seinen Mercedes durch die Sträßlein und Gäßlein seiner kleinen Stadt am See. «Auf dem Fischmarktplatz, im Schatten der alten Bürgerhäuser werde ich parkieren», hatte er bei sich gedacht, «von dort aus sind es nur wenige Schritte zum See.»

Niemals hätte er sich einfallen lassen, daß auch seine kleine Stadt am See kosmetischen Prozeduren sich unterzogen hatte, die ihr Würde und Anmut raubten und dafür einen hoffärtigen und ablehnenden Ausdruck verliehen. Was war aus dem schmucken Fischmarktplatz mit dem kunst-

Pädagogische Maßnahmen

sonst keine Schleckwaren gab? – Unser erster Gang führte uns am Morgen in die Drogerie, wo unser Stöffi nach Herzenslust Hustenzeltlisäcke aussuchen durfte. Mit einem Stoßgebet zum Himmel für seine Zähne hieß ich ihn darauf schlecken, und zwar so lang und so viel, bis unser Kleiner mit wundem Gaumen, aber glücklichem Herzen die halbvollen Zeltlisäcke liegen ließ. – Der Husten war weg, und zwar endgültig.



Ein Pfünderli

Als ich zum Mittagessen heimkehrte, war wieder einmal Feuer im Dach: Meine Frau hatte unserem älteren Buben, dem Hans, der um elf Uhr die Schule aushatte, aufgetragen, beim Bäcker schnell ein Pfünderli zu holen. – Er ging, wenn auch nicht gerade begeistert. Auf dem Weg traf er den jüngeren Bruder Jakob, der ausnahmsweise ebenfalls früher heimkam, und bewegte diesen dazu, ihm bei seinem Gang Gesellschaft zu leisten; worauf die beiden gemeinsam loszogen.

Im Laden stießen sie auf einen Freund von Hans, der sich eine Glace kaufte, und, weil er noch etwas Geld hatte, auch Hans eine solche stiftete. Von dieser wollte nun natürlich auch Jakob haben, und so wurde denn ehr- und redlich geteilt.

Auf dem Heimweg verlangte der Ältere vom Jüngeren als «Gegendienst», daß dieser das Brot heimtrage – was dieser prompt als eine Zumutung verweigerte. Der Große versteifte sich auf seinen Befehl, und der Kleine gab nicht nach. Schließlich drückte der Hans dem Jakob das Brot gewaltsam unter den Arm und lief davon. Und Jakob legte das Brot auf ein Gartenmäuerchen und kam ebenfalls heim . . .

Begreiflicherweise hat sich die Mutter über die kleinen Flegel sehr geärgert. Sie verlangte, daß das Brot unverzüglich geholt werde. Aber jeder

Pädagogische Maßnahmen

beschuldigte den andern – und keiner setzte sich in Bewegung ... Und schließlich wurde unsere Tochter als letzte Rettung nach dem Pfünderli ausgeschickt.

«Denen gehört der Hintere versohlt!» stellte meine Frau den Antrag, als ich das Haus betrat. Aber ich wollte nicht einlenken und mußte im stillen sogar etwas lachen. «Ach, du mit deinen Söhnlein, du bist einfach vernarrt in sie!» meinte sie darauf, auch auf den Vater etwas böse, der mit seinen Buben vermeintlich unter einer Decke steckte.

Ich eröffnete den beiden Sündern, daß sie bestraft würden, und sagte am Abend zu meiner Frau: «Apropos heute mittag habe ich eine Idee: Mach doch morgen zum Dessert Glace – und die beiden Buben bekommen dann keine!» Sie war einverstanden, und nach dem Mittagessen am folgenden Tag wurden Glacetellerchen verteilt – an alle, außer die Buben. «Du, Hans, bekommst keine Glace, weil du den Auftrag der Mutter gestern nicht ausgeführt hast, und du Jakob, bekommst ebenfalls keine, weil du ein schlechter Kollege bist!» erklärte ich.

Ich sei kein Rechtsanwalt, tönte es darauf vom Größeren – ich sei ein Unrechtsanwalt! Und die beiden beschlossen vom Tisch aufzustehen. «Nünt isch, blybed sitze!» ordnete ich an. Und darauf schleckten wir das Eis.

Diese Strafe hat Erfolg gehabt!

Die Kreuzlein

Es war eine verzweifelte Zeit für mich: Meine Mutter war krank und der Vater für längere Zeit im Ausland. Unsere Wohnung starb aus, es kam kein Besuch mehr, kein Mensch lachte, alles stand einfach herum wie in einem Museum. – Eines Tages wurde mir dann eröffnet, daß ich nun zur Großmutter komme. Einerseits war ich sehr traurig, nun fort zu müssen, anderseits aber war das ein Lichtblick, denn ich hatte meine Großmutter sehr gern.

Umwege

vollen Brunnen in seiner Mitte geworden? Zu einem gewöhnlichen Parkplatz war er abgesunken. Auto neben Auto, wie Zigaretten in der Schachtel.

Enttäuscht war er zum See getrottet. Aber auch da hatte sich manches verändert. Wo einst in den Buchten sich Silberweiden an das Ufer kuschelten und er seine fettesten Barsche und Brachsmen geangelt hatte, da standen nun Weekendhäuschen. Auch der Sumpf, wo Frösche quakten, Mücken summten, Salamander über den feuchten Boden krochen und im Schilf die Rohrdommel schrie, war drainiert, melioriert und überbaut worden. Nun ragten dort, wo einst das Riet war, Hochhäuser in den Himmel und breite Asphaltbänder führten zu ihnen. Die Zeit war nicht still gestanden, ihm aber war seine kleine Stadt am See fremd geworden.

Noch in der gleichen Nacht wollte er über die Alpen fahren und irgendwo an der spanischen Küste in einem verlorenen Fischernest ein paar Tage verbringen.

Vier Stunden mochte er unterwegs gewesen sein, als sein Weg, der ihn an die spanische Küste hätte führen sollen, in einen Umweg einmündete und ihm zum Schicksal wurde.

Bei klarem Sternenhimmel hatte er die Alpen überquert. Schon zeigten sich, an die Felswände geduckt, die ersten Rebstöcke. «Ich bin im Süden!»

Doch seine Freude wandelte sich noch im gleichen Atemzug in Bestürzung. Am Straßenrand lag ein schwarzes Etwas. Er bremste, sprang aus dem Wagen und sah einen Mann ausgestreckt am Boden liegen. Er hatte sich niedergebückt zu dem Unbekannten. Der Mann war bewußtlos, seine Hände bluteten, und das eine Bein schien zerquetscht zu sein ... Er war zu seinem Wagen zurückgeeilt, holte eine Decke, rollte sie zusammen und legte sie dem Verwundeten unter den Kopf.

Der Bewußtlose war ein junger Mann, kräftig und schön gewachsen. Sein gebräuntes, schönes Gesicht, vom Sturze verschmutzt, war ohne Regung.

Noch einmal kehrte er zu seinem Mercedes, suchte nach einer Flasche Kognak und rieb damit dem Verunfallten Stirn und Schläfen ein.

Wie von einem guten Geist berührt, schlug der Verletzte die Augen auf, schaute verwundert um sich und ächzte. Da legte er ihm die Flasche an die Lippen: «Bitte, nehmen Sie einen Schluck!»

Mit dankerfüllten Augen schaute der andere zu ihm auf, um im gleichen Augenblick sie wieder zu schließen und in eine tiefe Ohnmacht zu versinken. Er sah jetzt, es war ein junger Mann.

«Wie weit mochte es zum nächsten Telephon sein?» fragte er sich und schaute ratlos zu den Sternen auf. Da, wie ein Zeichen vom Himmel, flammten Scheinwerfer auf. Mit hocherhobenen Armen stellte er sich an den Straßenrand. Aber umsonst! Der Wagen flitzte an ihm vorbei! Ein zweiter kam und scherte sich ebenso wenig um ihn. Ein dritter und ein vierter rasten an ihm vorüber, ohne ihr Tempo zu verringern. Der nächste kam aus der Gegenrichtung und war ein Lastzug. Sobald er den Mann mit den erhobenen Armen erblickte, stoppte er und fragte, was er für ihn tun könne.

Noch hatte er ihm nicht antworten können, da kreischten schon Brem-

sen, und eine junge Krankenschwester schlüpfte aus einem Auto, das beinahe so klein wie ein Spielzeug war. Sofort hatte sie erkannt, was geschehen war. Sie eilte auf den Verunfallten zu, fühlte seinen Puls und wischte ihm Blut und Schmutz aus dem Gesicht. «Er sieht erbärmlich aus!» sagte sie leise. «Gottseidank ist er jung und kräftig.»

Verwirrt hatte er die junge Pflegerin angestarrt. Waren das nicht jene ausdrucksvollen, strahlenden Augen, die ihn stets begleitet hatten?

«Der Mann muß sofort ins Spital gebracht werden», entschied die junge Pflegerin. Und zum Lastenzugchauffeur, der sich zu ihnen gesellt hatte, meinte sie: «Telephonieren Sie bitte in das Spital und sagen Sie, der Chef müsse gerufen werden. Schwester Myriam erachte es für nötig. Sie käme zusammen mit dem Verunfallten.»

Der Lastwagenchauffeur hatte salutierend zwei Finger an seinen Mützenschild gelegt. «Kommt in Ordnung, Schwester Myriam.»

Nun wandte sie sich ihm, Herold, zu. Sie vereinbarten, sie werde mit ihrem Topolino vorausfahren und ihm den Weg weisen. Er hatte den Verwundeten mitzunehmen. Er ahnte, daß er wiederum auf Umwege geriet. «Doch Umwege», so sagte er sich, «haben ihren eigenen Sinn: sie gewähren den Geschehnissen Zeit zum Reifen . . .»

Schon am drauffolgenden Morgen hatte er von Schwester Myriam erfahren, daß dem Verunfallten das linke Bein amputiert werden mußte. «Was glauben Sie, daß ich für den Mann tun könnte?» hatte er sie gefragt.

Ihre großen, ausdrucksvollen Augen schauten ihn verwundert an. «Es gäbe viel zu tun! Er ist Vater von fünf kleinen Kindern. Bleiben Sie für ein paar Tage hier, und dann können Sie selbst mit ihm sprechen.» Sie hatte

Der Klafierspieler von Franco Barberis

Pädagogische Maßnahmen

Diese Frau führte, was man so «ein großes Haus» nennt. Fremde und Bekannte kamen zum Übernachten von weither oder für einige Tage Ferien in unsere Stadt. Der Mittags- und Abendtisch schien mir nach den aufgetragenen Gerichten, dem Wein – zuhause gab es immer nur Wasser – und den gehobenen Gesprächen, die da geführt wurden, geradezu königlich. Da spürte ich, was Kultur ist, und ich benahm mich ganz vorzüglich.

Alle Tage kamen Lieferanten an die Türe – und keiner ging ohne ein sehr schönes Trinkgeld weg. Für diesen Zweck war ein dickes Portemonnaie mit Fünfzigern, Ein- und Zweifränklern und Fünflibern, stets griffbereit in der Nähe der Garderobe.

Als ich nun merkte, daß da mit dem Geld offenbar ziemlich großzügig funktioniert wurde, nahm ich mir «unter Ausschluß der Öffentlichkeit» hie und da einen größeren oder kleineren Batzen zu eigenen Handen. Kein Mensch würde das merken, davon war ich fest überzeugt. Und so fügte ich meinem Portemonnaie schließlich fast alle Tage einen Betrag zu.

Was ich damit machte? Einige Male kaufte ich mir eine Schokolade oder ein Stück Fleischkäse auf dem Schulweg. Im übrigen aber hortete ich das Geld einfach im Geldsäckel.

Eines Abends bat mich die Großmutter etwas formell ins Wohnzimmer. «Ich habe beim Putzen deiner Hosen gestern bemerkt, daß du so viel Geld hast im Sack. Woher kommt das?» «Das gehört mir!» antwortete ich keck. – «Bitte sei so gut und gib mir einmal dein Portemonnaie.» – Ich händigte es aus, worauf sie sorgfältig ein Geldstück nach dem andern auf den Schreibtisch legte und genau betrachtete. Etwa drei oder vier Fränkler schob sie nach links, den Rest, den großen Haufen, nach rechts: «Also wir wollen mal sehen: Schau, alle diese Batzen da haben ein kleines Kreuzlein. Und die Batzen mit dem Kreuzlein gehören eigentlich mir, alle meine Batzen haben ein Kreuzlein. Ich habe sie darauf gekratzt, weil ich bemerkte, daß mir Geld fehlte.»

Pädagogische Maßnahmen

Ich errötete bis unter die Haarwurzeln – jetzt war ich überführt – und ich war überzeugt, es nun mit dieser wunderbaren Großmutter verspielt zu haben. – Da fuhr sie fort: «Du mußt mir das Geld nicht zurückgeben, du darfst es behalten, aber wir werden es morgen früh auf die Bank auf ein Büchlein legen. Und wenn du wieder einmal Geld hast, wirst du es auch selber auf die Bank legen. Gell?»

Ich brach in Tränen aus und weinte mich an der Brust der Großmutter gesund. – Und gestohlen habe ich nie mehr.

Eine böse Notiz

An die Ursache der heftigen Auseinandersetzung zwischen meiner Mutter und mir mag ich mich heute nicht mehr erinnern. Ich weiß nur noch, daß ich, kaum von der Schule nach Hause zurückgekehrt, wieder einmal mehr von ihr tüchtig «in den Senkel» gestellt worden war.

Mit meinen siebzehn Jahren lag ich die meiste Zeit mit mir und der Welt in Hader. Nun kam noch dazu, daß meine Mutter ständig etwas an mir auszusetzen hatte und mit lieben Worten kargte – so schien es mir damals wenigstens.

Ich war fest davon überzeugt, daß meine Mutter mich einfach nicht mochte; sie liebte nur meinen Bruder. Immer wieder quälte ich mich mit dem Gedanken, ich sei sicher «ein Angenommenes» und nur mein Bruder ihr leibliches Kind.

Mit bitteren Gefühlen und voller Auflehnung verzog ich mich nach jenem Streit in mein Zimmer, öffnete mit dem an meiner Halskette hängenden Schlüssel mein Tagebuch und anvertraute ihm meinen Jammer. Den Satz «Ich glaube, meine Mutter ist gemein», schrieb ich zwar nicht mit gutem Gewissen, aber er schien mir gerecht.

Ich bemühte mich in der Folge

Umwege

dies mit einer Entschiedenheit gesagt, als würde sie ihn lange schon gekannt haben und wüßte, daß er immer wieder auf Umwege geriet.

Tage vergingen. Vertraut wurde ihm das granitene Tal mit seinen wildschäumenden Wassern und den schmalen Rebterrassen. Vertraut auch Schwester Myriam mit ihren großen, ausdrucksvollen Augen.

Immer berichtete sie ihm von dem Verunfallten, den sie in ihrer anmutigen Unbefangenheit bei seinem Taufnamen «Flavio» nannte. Sie berichtete, wie Flavio seine Kräfte nur schleppend wieder gewinne. «Sein Herz ist wie von einer Eiskruste überzogen!» hatte sie gesagt. «Nichts dringt ein. Der Same eines jeden ermunternden Wortes prallt ab; kein Gedanke vermag in ihm aufzukeimen, ja, nicht einmal der Schmerz vermag diese Eiskruste zu sprengen. Stundenlang sind seine Augen auf die Zimmerdecke gerichtet, sein Ohr bleibt verschlossen, auf keine Frage gibt er Antwort.» Nur eines besitze sein ganzes, sein ungeteiltes Herz, so habe seine Frau zögernd gestanden, und dies sei jede Art von Uhr! Sonntag für Sonntag, ja, bis in die Herzstunden der Nacht hätte er, über Uhren gebeugt, Rädlein an Rädlein zusammengefügt. Jede Uhr, auch die armseligste, sei ihm lieb gewesen, wie der Mutter das neugeborene Kind. In Schwester Myriams große, ausdrucksvolle Augen stahl sich ein Schatten. «Ich habe versucht», fuhr sie fort, «neben seine Medikamente meine Uhr zu legen. Er hat keinen Blick auf sie geworfen. Ich ließ darauf eine Pendeluhr, gegenüber seinem Bett anbringen. Er hat sie nicht beachtet. Seine Augen blieben auf die Decke gerichtet. Ich fühle mich von allen guten Geistern verlassen und weiß nicht, wie über dieses vereiste Herz ein Frühling kommen soll!» klagte sie verzagt und schöpfte Atem.

«Und auch für ihn wird ein Frühling kommen!» antwortete er mit einer Sicherheit, über die er hinterher sich selbst wundern mußte. «Morgen werde ich Flavio besuchen», versprach er ihr.

Was er kaum zu hoffen gewagt hätte: die Eiskruste um Flavios Herz zersprang in winzige Risse! Seine Blicke wandten sich von der Zimmerdecke und schweiften zu ihm hinüber. Und dies allein, weil ein Wecker in seiner Jackentasche aufrührerisch rasselte.

«Was soll dieser Lärm?» hatte Flavio geknurrt. «Es ist nicht die Zeit, um auf die Füße zu springen. Und für mich schon gar nicht! Der ärmste Teufel der Welt bin ich! Nie mehr werde ich auf zwei Füßen stehen.» Tränen quollen aus seinen Augen und rannen über die gebräunten Wangen.

«Verzeihen Sie, Flavio», stammelte er, und es tat ihm leid, mit diesem heilsamen Schmerz Flavio gequält zu haben, «aber meine Armbanduhr streikt, und ohne Uhr will es bei mir nicht gehen, und so habe ich mir den Wecker eingesteckt. Daß er Alarm schlägt, ist allerdings unverzeihlich!»

Flavios dunkelbraune Augen begannen munter zu werden. «Zeigen Sie mir Ihre Uhr!» Er streckte sie ihm hin.

Mit sicherem Griff öffnete Flavio den Verschluß, betrachtete eine Weile das Uhrwerk und prophezeite: «Viel kann nicht fehlen! Hätte ich meine Werkzeuge hier, ich prüfte sie Ihnen, denn manches schulde ich Ihnen!»

Er antwortete: «Auch mir wäre es recht, wenn Sie diese launische Uhr

einmal in Kur nähmen. Sie ist so arg unzuverlässig! Bis zum heutigen Tag hat sie jedem Uhrmacher getrotzt. Mehrmals war ich versucht, sie ins Wasser zu werfen!»

Flavio wehrte: «Diese wunderschöne Uhr! Es wäre schade um sie. Ich würde sie Ihnen gerne dressieren, hätte ich die nötigen Werkzeuge.» Ein wehmütiges Lächeln huschte über sein Gesicht.

«Ich werde sie Ihnen beschaffen», versprach er Flavio beim Abschied.

Am Tage darauf, kaum hatte er Flavios Zimmer betreten, fragte dieser: «Wie soll ich diese prächtigen Instrumente bezahlen?» Und er deutete auf die glänzenden Werkzeuge, die vor ihm ausgebreitet lagen. Ein entschlossener Ausdruck hatte sich in sein Gesicht geprägt, und in seinen Augen loderte ein Feuer, das bei seinen Vorfahren wohl schon aufgeflammt hatte, wenn sie um ihre Unabhängigkeit kämpften. «Gewiß wissen Sie», meinte er, «daß ich als Dreher gerade soviel verdient habe, um Frau und Kind recht zu nähren und zu kleiden; darüber hinaus blieb wenig übrig. Nie, nie kann ich diese Werkzeuge bezahlen; das würde dem Faß den Boden ausschlagen.»

Selbstverständlich hatte er dies gewußt. «Sie brauchen doch diese Werkzeuge, um meine Uhr zu flicken? Jeder Preis ist mir diese Uhr wert, auch wenn ich im Ärger sie fortwerfen wollte. Ich zahle Ihnen die Werkzeuge, und Sie reparieren mir dafür die Uhr.»

Brennendes Rot entzündete sich auf Flavios Wangen. «Das werde ich nie annehmen!» Und nach einer Weile Stillschweigens, fügte er bei: «Ich bin momentan in einer üblen Lage, und wer weiß, wie lange es geht, bis ich Ihnen diese Werkzeuge vergüten kann. Nur eines besitze ich, wovon ich Ihnen geben kann. Ein Stück von meinem Boden will ich Ihnen geben! Bitte, machen Sie keinen Einwand», wehrte Flavio ab, «jenes Stück meines Bodens will ich Ihnen geben, das oben gegen die Felsen angelehnt liegt. Kein Traubenstock würde mir dort oben gedeihen, und auch das Gras ist kurz, dünn und dürr. Es reichte kaum für ein Kaninchen, geschweige für eine Ziege. Glauben Sie mir, dieses Flecklein nützt mir wenig, für Sie aber könnte es ein Paradies werden. Einverstanden mit meinem Vorschlag?» hatte er gefragt. Niemals hätte er gewagt, diesen Vorschlag zurückzuweisen.

Als er Schwester Myriam von seinem Handel mit Flavio berichtete, rief sie bestürzt: «O!» zögerte und schwieg.

«Fürchten Sie etwa, ich werde als Bodenmarkler gebrandmarkt?» hatte er sie ein wenig spöttisch gefragt. Er sagte wirklich «Bodenmarkler», nicht «. . . makler» – das ließ viele Deutungen zu.

Sie lächelte ihr heiteres, liebenswürdiges Lächeln und sagte: «Verzeihen Sie, ich bin eben aus den Wolken gefallen! Hätten Sie wohl einmal ein bißchen Zeit für mich? Ich möchte Ihnen etwas anvertrauen.»

Sie stiegen miteinander den Hügel hinan, auf dessen runder Kuppe ein altes, verwittertes Bildstöcklein stand. Von dort aus konnte man weit über das Tal und zu den Gipfeln der Alpen sehen. Schwester Myriam tänzelte neben ihm über den steinigen Weg, der eher einem ausgetrockneten Bach-

Pädagogische Maßnahmen

ernstlich, mit meiner Mutter trotzdem freundlich zu sein, blieb aber bewußt kühl. Ich verschloß mich immer mehr und bewahrte meinen Groll im geheimen, wie meine Worte im Tagebuch.

Wie lange es ging, weiß ich nicht mehr. Unvergessen aber blieb mir die Überraschung, die meiner beim Öffnen des Tagebuches wartete: Zwischen den Seiten fand ich da nämlich einen Umschlag, worauf geschrieben stand: «Meinem lieben Kind». Und in dem Brief, der darin lag, las ich folgende Zeilen: «Mein geliebtes Kind, ich weiß, daß Du es oft nicht verstehen kannst, wenn ich Dich so viel zurechtweise, aber glaube mir, es geschieht nur aus dem Wunsche, aus Dir einen rechten und guten Menschen zu machen und deshalb aus meiner großen Liebe zu Dir. Wenn ich zuweilen ungerecht bin, bitte verzeih mir. In Liebe, Deine Mutter.»

Glücklich wie schon lange nicht mehr, hielt ich den Brief in den Händen. Dann habe ich meine böse Bemerkung aus meinem Tagebuch herausgeschnitten. Von da an plagte mich die Eifersucht auf meinen Bruder nur noch selten. Ich wurde wieder zugänglicher, und meine Mutter wurde ganz meine Mutter.

Den Brief habe ich später stets bei mir getragen, auch in der Fremde. – Und da ist er mir leider verloren gegangen. Jetzt, wo meine Mutter schon viele Jahre tot ist, gäbe ich viel darum, ihn wieder einmal lesen zu können.

Nachwort

Einer – nicht veröffentlichten – längern Einsendung zufolge bestand die Erziehungsmaßnahme, die dem heute bestandenen Mann unauslöschlichen Eindruck gemacht hat, darin, daß sein Vater, nachdem der Siebenjährige etwas sehr Übles getan hatte, zu ihm sagte: «Mach mir nicht mehr solche Sachen!»

Pädagogische Maßnahmen

Ein solcher pädagogischer Eingriff ist wahrlich weder originell noch dramatisch – und für das Beispiel-Repertoire einer Elternschul-Dozentin ist er völlig ungeeignet. Und doch klingt die Einsendung durchaus glaubwürdig: «Ich denke noch heute daran, denn von diesem Moment an vertraute ich meinen Eltern.»

Etwas langatmig geschrieben – und darum ebenfalls nicht publiziert –, aber sehr lustig ist die Einsendung eines Lesers aus Zug. Als die erfolgreichste ihn betreffende pädagogische Maßnahme bezeichnet er die Tracht Prügel, die der Lehrer einem Mitschüler mit dem Haselstock verabreichte, weil dieser Mitschüler ihn, den Schreiber, zu Unrecht beschuldigt hatte.

Daß die ersterwähnte Maßnahme offensichtlich Erfolg hatte, liegt gewiß nicht an dem hyperbanalen Sätzchen des Vaters, sondern daran, daß der betreffende Knabe in jener Stunde außerordentlich strafempfänglich war. Er hatte ein schlechtes Gewissen, die Strafpredigt war, was sie im glücklichsten Fall sein kann, ein Schuldgefühl-Tilgungsmittel.

Mit andern Worten: Die Antworten, welche auf eine solche pädagogische Rundfrage eingehen, sind zwar eine hübsche Illustration zur Vielfalt der Erziehungsprobleme und ihrer Lösungsmöglichkeiten. Mehr nicht. Übertragen lassen sich die pädagogischen Maßnahmen nicht; sie sind keine Hausmittelchen, welche die Großmutter der Enkelin wie Kochrezepte weitergeben kann. Was in den Händen des einen Vaters zur Heilpflanze wird, erweist sich in der Hand eines andern als wirkungsloses Kraut.

Ich sage dies aus unliebsamer Erfahrung: Ich habe in den letzten zehn Jahren über hundert pädagogische Vorträge gehalten, in Volkshochschulen, kirchlichen Vereinigungen, an Elternabenden. Es scheint mir richtig, wenn die Veranstalter nach solchen Vorträgen eine Diskussion ansetzen. Gleichzeitig muß ich gestehen, daß ich die Fragestunde stets sehr ersorge. Es versteht sich ja von selbst,

Umwege

bett als einem Pfade glich. Hin und wieder bückte sie sich und pflückte eine Blume.

«Was mißfällt Ihnen an den Bodenmarklern?» fragte er sie unvermittelt.

«Nichts, im Gegenteil! Meine kühnsten Gedanken rankten sich um die Bezeichnung ‚Bodenmarkler'.»

Daraufhin hatte sie ihm in ihrer einfachen und liebenswürdigen Art verraten, daß sie ein Flecklein Wildnis an den Südhängen des Langensees von einer Tante geerbt hatte. Ein Flecklein Erde, das zur grünen Zeit des Jahres überwuchert sei mit Gestrüpp, mit Ginster und Farnkräutern. «Und auf diesem Boden», hatte sie ihm erklärt, «blühte die seltenste Blume, die je unter der Sonne gediehen war, nämlich: meine Traumblume! Immer hatte ich gehofft, ein ‚Bodenmarkler' würde sie finden und pflücken.»

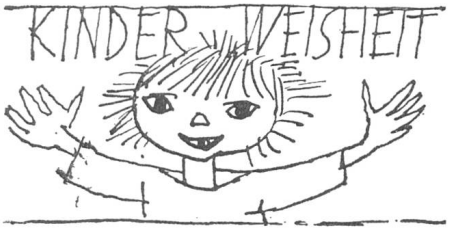
«Und dieser ‚Bodenmarkler'», hatte er darauf erwidert, «hätte soviel Gefallen an der Traumblume gefunden, daß er die ganze Wildnis eroberte und gegen jeden Granitstein einen Diamanten tauschen wollte.»

Sie schlug beide Hände zusammen. «O, nein, Diamanten nicht! Mir genügte das Reisegeld nach Afrika!» Und mit ihren großen, strahlenden Augen hatte sie beigefügt: «Ich würde gern den Schwarzen in Afrika helfen. Und wäre es auch nur, bis tüchtigere kämen als ich!»

Alsdann hatte er auch noch diese üppige Wildnis erstanden und ihre Traumblume gepflückt, allerdings hatte er dafür von ihr das Versprechen gefordert, hin und wieder ein Brieflein zu schreiben.

Sie hatte es getan und mehr als ihre Schuld abgetragen. Sie hatte ihm das köstlichste geschenkt, was sie zu verschenken hatte: ihr lauteres, selbstloses Herz.

Heinrich Herold erhob sich von seiner Steinbank, öffnete den letzten Brief und las: «Meine Koffer sind gepackt. In wenigen Wochen werde ich bei Ihnen sein.»



Claudia hilft dem kleinen Bruder beim Anziehen. Da höre ich wie sie sagt: «Wart jetz, zerscht mues i myn Rock zuetue, susch han i Duurzuug!»

M. B. in Z.

Bei einem Gespräch über die sommerliche Hitze, meint der 6jährige Christian: «Gäll, Mami, im Süde isch es am heißischte, da ‚versüdet' me grad.»

E. L. in D.

Der 5jährige Markus frägt mich nach der Erklärung eines Spielzeuges aus einem Katalog. Ich erkläre ihm, das sei eine «Füürsprütze». Der Kleine lacht mich aus und meint, das sei eine komische Feuerwehr, die mit einer «Füürsprütze» das Feuer löschen wolle! Da gebe ich mich geschlagen.

M. F. in B.

Als ich die dreieinhalbjährige Claudia zu Bett brachte, meinte ich: heute wäre es mit dem Bravsein nicht so gut gegangen, ich sei traurig. Da tat sie einen tiefen Schnauf und erklärte: «I ha halt de Tüüfel im Härze, und hüt het er sich glaubi aagnaglet, dass er so lang nöd use wott.»

T. M. in W.